

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 28.

Berlin, Montag den 6. März

1837.

England.

Geschichte der Männertrachten in England.

Es gewährt eine angenehme Unterhaltung, alle Jahr zur glänzendsten Zeit der Londoner Season in Regent-Street auf und ab zu spazieren und auf die Veränderungen zu achten, die jedes neue Jahr in dem Anzug und Aufzug der eleganten Spaziergänger herbeiführt. Wenn die Mode, Becken von heute und die Stuger von vor hundert Jahren einander begegnen könnten, was würden sie wohl gegenseitig für Augen machen! Jene Elegants von ehemals, die auf der Bühne des Lebens figurirten, voll statlicher Toilette, voll zierlicher Mienen, in aller Pracht der aufgeträmpelten Dreimaster, der langflutenden Perrücken, der reichgestickten Staatsröcke, der Spitzen-Mantelbetten, der Kavaliere-Dege, der Puder-Wollen, der Spanischen Hosen. — wie würden sie mittheilig die Achseln zucken über die nichtsagenden, schmal zugespitzten, glattröckigen, in langen Pantalons einerschlotternden Dandies, die Einem heutzutage über den Weg laufen.

Seit der Regierung Karl's I. hat sich unstreitig Manches in unserer National-Gewohnheiten und Trachten geändert, aber doch Nichts so ganz und gar, wie der Anzug und überhaupt die äußere Erscheinung eines Englischen Gentleman. Versetzen wir uns um nicht volle zwei Jahrhunderte zurück, so befinden wir uns in der Zeit Van Dyl's, des Vaters der Englischen Königs-Familie; es war dies zugleich die Zeit des größten Aufwandes, des größten Glanzes und Geschmacks in der Kleidung. Ein galanter Hof-Kavaliere trug sich damals, wenn uns die History of British Costume recht berichtet, wie folgt: „Ein Wamms von Seide oder Sammt, mit weiten vorn aufgeschlagenen Ärmeln; auf die Schultern davor fiel ein Krogen vom feinsten reichgestickten Spitzengewebe mit Säumen à la Van Dyl; darüber ein kurzes Spanisches Mäntelchen, nachlässig über eine Schulter geworfen. Die Beinkleider lang, mit Vorten oder Stickereien; Stiefel mit überaus weiten Schäften, woran Quasten und Troddeln vom allerfeinsten Gespinne hing. Ein breitflügeliger Flämischer Biberhut, mit reichen Bändern und prächtigen Federn geschmückt, sah fast auf einer Seite des Kopfes; um die rechte Schulter war das breite kostbare Degengebeut wie eine Schärpe geworfen, und daran hing zur linken Seite das Spanische Rapier. An die Stelle dieses seidnen oder sammetnen Anzuges trat in jenen unruhigen Zeiten öfters das feste Wamms von Büffelleder, reich mit Schnüren besetzt, zuweilen wohl gar mit Gold oder Silber gestickt, um die Hüften mit einer breiten seidnen Binde gegürtet. Zu diesem Kostüm gehörte das Spanische Mäntelchen nicht. Zuweilen wurde das Büffel-Wamms ohne Ärmel als Ueberkleid über dem Seiden-Wamms getragen. Unter dem Kinn stand der spitze Zwickelbart, auf den Lippen ein kleiner aufwärts gebrochener Schnauzbart; das Haar fiel lang im Nacken herunter und war vielleicht bei Manchen schon gepudert.

Dieses Kostüm der Van Dyl'schen Zeit entartete unter den Hofleuten Karl's II. Das Wamms wurde immer kürzer, dabei ließ man es vorn offen, und zwischen den beiden Wammesflügeln über dem Bein kleidergürt blieb sich ein reiches kostbares Jabot hervor. Die Ärmel des Wammes weit und bauschig, die Beinkleider dergleichen, beide mit Bändern und Stickereien übermäßig verziert. Man trug Kniebänder mit lang herunterhängenden Spitzen und Tressen. Der breite Spitzenträger und der hoch aufgestülpte Federhut behielten am längsten den alten chevaleresken Charakter bei. Dann kam die Zeit, wo die Französischen Moden vom Hofe Ludwig's XIV. über die Meerenge drangen und im Königs-Palast zu White-Hall herrschend wurden. Den Höflingen, den französischen Schmeichlern und Affen des großen Monarchen verdanken wir das garstigste, abscheulichste, abgeschmackteste Modensstück aller Zeiten: die Perrücke.

Der König von Frankreich hatte als Jüngling außerordentlich schönes Haar, das ihm in langen wallenden Locken über die Schultern herabfloß. Da wetteiferten alle Hofleute, ihren Respekt vor der Person ihres jungen Königs dadurch zu beweisen, daß sie ihr Haar trugen wie er, sie mochten's haben oder nicht; so kam der falsche Lockenkopf auf, der sich durch alle Grade bis zum Ungeheuer der Allouge-Perrücke entwickelte. Als nun der große König zu Jahren gekommen war, wußte er die ehrfurchtbare Aufmerksamkeit seiner Getreuen aufs Höchste zu belohnen, indem Er Höchste selbst eine Perrücke aufsetzte. Und es dauerte nicht lange, so luden auch in England alle Gentlemen die ehrwürdige Last auf ihre Häupter und Schultern. Aber nicht bloß die Köpfe, auch die Beine wurden von Frankreich aus tyrannisiert. Die Kniehosen kamen auf, und die langen Strümpfe, die über dem Knie ungeheuer

weit waren und mit Bändern an die Hosen befestigt wurden. Anno 1659 beschreibt uns Holmes die Figur eines Gentleman wie folgt: „Ein kurzes Leibwamms und kurze Kniehosen, wovon der Besatz die aufse Knie herabhängt und darüber mit dem Kniebände befestigt wird; die Hosen sind an den Seiten bis zur Tasche hinaus und an den Schenkeln vorn mit Bändern gestickt; auch der Leibgurt ist mit Stickereien besetzt, und das Jabot steht darüber hervor.“ Gegen Ende der Regierung Karl's II. ging eine neue Veränderung mit dem Wamms vor; es wurde nämlich mit den Schößen bis zu den Lenden hinab verlängert; dagegen wurden die Ärmel kürzer und reichten nur bis zum Ellenbogen, wo sie zugebunden wurden; darunter hervor kam nun der feine Hemde-Ärmel, in Falten aufgebauscht, bebändert und gestickt. Hierdurch war nun das Wamms schon zu einem Mittelstück zwischen Jacke und Rock geworden, und schon im Jahre 1679 finden wir in einem Garderoben-Verzeichniß König Karl's II. immer die drei Stücke als zusammengehörig angeführt, aus denen sich unsere heutige Männertracht herausgebildet hat: Oberwamms, Leibwamms und Hose, das ist: Rock, Weste und Pantalon. Auch Halsstücker fing man damals bereits zu tragen an.

Während der Regierung Wilhelm's von Oranien und Mariens kam wenig Neues in den Kleidetrachten auf, nur daß die Strümpfe an dem Schenkel noch weiter hinauf rückten. Die Perrücken wuchsen mit Macht, und die Stuger, so wird uns berichtet, kammten sich die Perrücke öftentlich vor allen Leuten so unbefangen, wie ein heutiger Elegant an seinem Schnurrbarte käufelt. Die breiten Hutränder wurden allmählig in mancherlei Formen aufgeträmpelt; am Hüte flatterte noch immer Feder und Band. Der ehrliche Sir Roger von Coverley*) hat uns aus seiner Zeit einen Diskurs hinterlassen, worin er die allmähliche Veränderung der Trachten an den Portraits seiner Vorfahren beschreibt. Darunter schildert er Einen: „Ein seidenglatter Gentleman, in einem Wamms mit kleinen Knöpfen, mit Stickereien und Schärpen darum und daran, mit kleinen Stiefelchen an den Füßen; der war im Stande, einen Schuldschein über sein halbes Vermögen zu unterschreiben, und er hätte seine Handschnehe dabei nicht ausgezogen, und vor einer Lady setzte er seinen Hut nicht auf, wenn auch ganz England darüber hätte zu Grunde gehen müssen.“ Im Spectator beschreibt der alte Stuger Sir Roger sich selbst, wie er sich „ausgerichtet hat in Schuhen mit hohen Absätzen und mit Rißen von glänzend polirtem Wachsleder.“ Im Juni 1709 bemerkt der Toller, daß Schube mit rothen Absätzen ein wesentliches Stück seyen, wenn Einer als ein recht geschneigelter Kerl einhergehen wolle. Damals kamen bei den Damen firschröthe Hauben auf, worüber Will Sprightly in höchster Ertase erklärte, das wäre der schönste Streich, den die Weiber seit hundert Jahren erfonnen hätten; und dabei drohte er, nächstens in White's Kaffeehaus mit einem Anzuge einzufolgen, daß ganz London darüber außer sich gerathen sollte, mit einem großen firschröthen Dreimaster über der Perrücke.

Ueberhaupt hatte die Mode während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die allerfeinsten Launen und gewährte den satirischen Tages-Schriftstellern einen reichen und wohlbenutzten Stoff. Besonders die Landjunker kamen schlecht weg, wenn sie mit ihren rothen Röcken, ihren Schottischen Monmouth-Hüten u. s. w. sich unter ihren eleganten Londoner Brüdern sehen ließen, und noch heute liest sich im Toller die Beschreibung eines Squire vom Lande höchst ergötzlich, der sich im Park mit Karosse, Trachten und Manieren ganz von seiner eigenen Erfindung sehen ließ.

Mit dem Regierungs-Antritte Georg's III. kam einmal auch eine Deutsche Mode auf, große breitkrämpige Hüte, die man „Herenhütter“ nannte. Da lesen wir: „Manche trugen ihre Hüte mit der Krämpfe vorn offen, wie eine Wasserinne am Kirchendach; bei Manchen lief er vorn spitz zu, wie die Schnauze von einem Windbunde, und die Ecken stachen ihnen über der Nase weit in die Luft hinaus.“ Die Patrone bei den Wettrennen trugen damals auch eine eigene Art Hüte, mit einem schmalen Saum von Goldband, wie man es noch auf alten Gemälden von Stubbs oder Gilpin sieht. Anno 1770 machten die Hüte à la Nivernois Furor; sie waren ganz klein und niedrig, die Klappen nach einwärts aufgeschlagen und mit Schlingen und Knöpfen am Deckel oben befestigt; die Ecke, die man nach vorn trug, war rinnen- oder schaufelförmig und mit Drath ausgesteift. Anno 1775 kamen Hüte mit Goldborten in Mode, und während der Kriegezeit sah man viele Leute damit einhergehen, um sich ein militairisches, reputirliches Aussehen zu geben und vor der Soldaten- und Matrosenpresse sicher zu seyn.

*) Sir Roger von Coverley gehörte bekanntlich zu den trefflich erzählten Charakteren, unter deren Namen Addison in seinem Spectator auftrat.

Die französische Revolution hat die dreieckigen Hüte zu Grabe getragen; aber über den Ursprung der runden, die jetzt allgemein herrschen, weiß unsere Geschichte leider nichts zu sagen. Jene alten Dreimaster führten den Spitznamen „Egham“, „Staines“ und „Windsor-Hüte“, weil nämlich, wenn Einer mitten in London stand, die drei Ecken seines Hutes nach jenen drei Orten hinausschauten. In dem witzigen Romane „Geoffrey Hambrado“ beklagt der Held das Verschwinden dieser ehrbaren Hüte: „denn“, sagt er, „abgerechnet, daß ein Dreimaster jedem Gesicht, auch dem dümmsten, ein ehrwürdiges Aussehen giebt, so läßt sich noch überdies für einen, der hiters reitet, gar keine bessere Art von Hut erdenken; denn wenn der Reiter einen runden Hut trägt, so wird er blind vor Staub, wenn der Wind geht, und wenn es regnet, wird er begossen; ein Dreimaster aber, wenn er ordentlich aufgeträmpelt ist, hält das Regenwasser hübsch bei sich, bis der Reiter ins Quartier kommt, und hält ihm den Kopf kühl, wenn er etwa zu heiß geritten ist, und erfrischt ihn, wie ein Wasserkübel einen Blumentopf erfrischt.“ Auch die Verächter sind mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Grabe gegangen, und nur die königlichen Richter auf ihrem Sitze müssen sich noch mit der alten Mode quälen.

Eine große Epoche in der Geschichte des Englischen fashionablen Lebens machte das Auftreten des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Georg IV., um das Jahr 1780. Ein solcher Aufwand, eine solche Eleganz, eine solche Verschwendung wird wohl nie wieder in England zu sehen sein. Jede neue Idee führte er aus, und zwar im größten Maßstabe: mochte sie nun Kunstliebhaberei, Sautlust, Pferderennen, Juwelenschmuck, Gold- und Silbergeräth, Equipagen, Garderobe betreffen; da kam es bald, daß die ihm jährlich ausgesetzten 30,000 Pfund nicht zur Hälfte reichten; zweimal binnen zwölf Jahren mußte der Prinz seine ganze Einrichtung aufgeben, seine Pferde, Equipagen u. s. w. veräußern. Mancher wird sich noch erinnern, welcher ein Paradezug es war, als zwanzig Jockeys mit des Prinzen Rennpferden durch die Straßen der Stadt nach Tatterfalls ritten, wo sie verkauft werden sollten; Anno 1792 kamen gar 300 Pferde des Prinzen auf den Markt. Auch wird noch Mancher zu erzählen wissen, wie der Prinz in seinem prächtigen Phaeton mit Sechsen einberauschte, einen winzig kleinen Jockei auf dem vordersten Sattelpferd, während er selbst mit geschickter Hand die vier anderen lenkte. — An Wahl und Geschmack der Toilette kam Niemand Georg IV. gleich. So ausgezeichnet war seine Figur, sein Anstand und sein Geschick, daß er mit Unmuth und Eleganz das zu tragen wußte, was jeden Anderen plump und häßlich gekleidet hätte; ihm stand Alles wohl. Zu seinen glänzenden Jahren war er ganz gewiß der stattlichste Mann, der feinste vollkommenste Gentleman in der ganzen Welt. Wie er bei dem Wettrennen von Ascot auf der Tribüne stand, mit seinem imposanten fürstlichen Wesen, den Blick über die Haide und das Wettrennen schweifen ließ, und wie er sich unwendete zu dem Volke, das rechts und links heranwogte und ihn mit Freuden geschrei begrüßte, von dem die Lüfte bebten, wie er da an das Fenster der Tribüne trat und hinausgrüßte, mit so erhabener Freundlichkeit, mit so durchaus eigener Aumuth und Würde — jeder Zoll an ihm war ein Königssohn.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Rabbi Kimchi's commentaries. (Rabbi Kimchi's Kommentare zu dem Propheten Zacharias.) Aus dem Hebräischen übersetzt von H. Mackaul. 7 Eb.
 Tales in prose. (Erzählungen.) Von Miss Mary Howitt. 3½ Eb.
 Illustrations etc. (Ornithologische Abbildungen.) Nebst Text. Von Jardine und Selby. 3 Bde. 4. 10½ Pfd.
 Life etc. (Gerhard Terstegen's Leben.) Aus dem Deutschen übersetzt von S. Jackson. Dritte Auflage. 3 Eb.
 Essays illustrative of the Hall of John Halle. (Das Leben John Halle's, Bürgers und Kaufmanns von Salisbury zur Zeit Heinrich's VI. und Eduard's IV. Nebst einer Geschichte der von ihm angelegten Halle.) Von Edw. Duke. Erster Theil. [Ein sehr weit-schweifiges Werk.] Salisbury.

Frankreich.

Jules Janin.

(Schluß.)

Mitten hinein in diese Reibung der Ideen, mitten in dieses Handgemenge, welches alle Gemüther entzweite und in welchem alle glänzende Namen der Zeit geschmiedet wurden, traf der Verfasser des „todten Esels.“ Er langte eben in dem Augenblick an, wo die Geister, in gerader Linie nach entgegengesetzten Meinungsströmungen hingerissen, mit blinder logischer Wuth nach den steilsten und gefährlichsten Abgründen der absoluten Prinzipien hinsürzten. Es gilt für ihn, sein Glück zu machen, und um schneller zu seinem Ziel zu kommen, läßt er sich nicht etwa von dem Handgemenge mit fortreißen, benützt nicht, sich blindlings hineinwerfend, den einen oder den anderen Strom, sondern lehrt sich gegen alle Parteien. Zu den Besten sagt er: Marsch fort mit euch! die Sieger parodirt er; und trotz dem macht er Glück. Einen solchen Erfolg kann man wohl paradox nennen. Welche neue Formen brachte er den von Formeln und Neuerungen so eingenommenen Geistern? Was hatte er gethan, um eine einzige von den Fragen, die damals alle Köpfe in Flammen setzten, auch nur einen Schritt weiter zu fördern? Von welcher Idee, von welchem Prinzip wollte er der Repräsentant sein? Von keiner Idee, von keinem Prinzip. Eine schöpferische, materialistische und umherstreichende Phantasie, wie es je eine gab, war er nicht der Mann dazu, sich mit Metaphysik zu befassen oder zu Theorien zu schwören. Er war keines Prinzip's Schildhalter; er repräsentirte sich selbst und nur sich selbst. Sein Buch war sein Abbild und wollte nichts Anderes sein. Außerdem aber war es ein Bild, dem er

vielleicht den Abend vorher nicht ähnlich gesehen hatte und das ihm am anderen Morgen nicht mehr ähnlich sehen sollte.

Janin ist in der That nicht ein Mann aus Einem Stück, bei dem sich Alles in einer gleichartigen Reihe streng aus einander abzuleitender Folgen verkettet und gebiert, — ein Mann, dessen Weg man mit geschlossenen Augen finden könnte, wenn man nur seinen Ausgangspunkt und seine Richtung hat. Er bewegt sich immerfort in gebrochenen Linien, ohne sich darum zu kümmern, von wo er ausgeht, ohne zu bedenken, wohin er gelangt. Seine Muse ist die Unabhängigkeit, die Willkür, die Laune. Seine Stärke besteht darin, daß er ganz in dem Gedanken aufgeht, der ihn eben beschäftigt, daß er sich beeilt, ihn anzudecken, daß er, wenigstens fünf Minuten lang, fest davon überzeugt ist; sein Reiz aber besteht darin, daß er seine Ueberzeugungen nur für das nimmt, was sie sind, daß er keine zu ernste Sache daraus macht, daß er sich selbst wohlfeilen Kaufs giebt. So merkwürdig auch sein Leben durch den bunten Wechsel und die Zusammenhangelosigkeit ist, die ihn charakterisiren, so kann man ihn doch keinen inkonsequenten Menschen nennen, denn er hat gar keine Prinzipien; man kann ihm auch nicht vorwerfen, daß er gegen sein Gewissen handle, denn er lebt so schnell, so im Courierschritt, daß er stets vor seinem Gewissen, das heißt vor seinem Nachdenken anlangt und demselben stets um eine oder zwei Stationen voraus ist. Janin hat niemals am Abend seinen folgenden Tag geschrieben. Es ist ein Denken, ein Leben für den Augenblick, das sich jeden Tag, jeden Moment improvisirt.

Janin versteht sich außerordentlich auf die Ausführung des Einzelnen, aber er vermag kein Ganzes zu schaffen. Das ist der Grund, warum er kein Buch schreiben kann, obgleich er sehr schöne Feuilletons schreibt; das ist der Grund, warum er mit Parodien großes Glück macht, während es ihm mit anderen Mitteln nicht so gelingen will. Sein Geist verträgt keinen Bügel, selbst den Bügel seiner eigenen Zucht kann er nicht lange aushalten; er würde seinen ganzen Nerv, sein ganzes Kolorit verlieren und wahrscheinlich nichts dafür gewinnen, wenn er unter irgend ein Joch sich bequeme.

Freilich hat Janin sich auch ein volles Maß cynischer Freiheit genommen, aber er weiß, man möchte sagen bis auf einen Gran, welche Dosis sich davon vertragen läßt, und er treibt sie nie über diesen Gran hinaus. Es scheint, als hätte er die Laterne des Diogenes geborgt, nicht um einen Menschen zu finden, sondern um mit seinem Blick bis tief in die Grundfappe des menschlichen Herzens einzudringen. Es scheint, als führe er uns deshalb durch alle Gräuel und Nichtswürdigkeiten der physischen und der moralischen Welt, um uns alles Nohe und Schmutzige, das noch tief verborgen lag, vor die Augen zu bringen; aber in dem Augenblick, wo wir uns vor Ekel abwenden, erlischt seine Lampe stets zur rechten Zeit, und wie durch einen Zauberschlag ruft er feishe und lachende Bilder um uns hervor. Viele stark ins Auge fallende Kontraste sind eines der Mittel, deren er sich am geschicktesten bedient hat. Ein plöblich eintretender unerwarteter Schluß, pitante Zusammenstellungen, gut angebrachte Einfälle, viel komische Laune und treffender Witz öffnen alle Augenblicke eine Aussicht auf irgend eine anmuthige Seite der Natur und des menschlichen Lebens, wenn das Gemüth des Lesers von dem künstlichen Alp betlemmt ist, den es sich aufwälzen läßt.

Die „Reichte“, ein Roman in zwei Bänden, ist ein Buch, das seinen Anfang überall, seine Mitte überall, das Ende überall und die Vernunft nirgends hat. Es ist keine dramatische Handlung, kein Charakter-Gemälde, kein Intriguen-Gewebe. Der Verfasser bringt durch ein Motto, das er an die Spitze gestellt hat, auf den Gedanken, es könne ein in Gestalt eines Romans verdünntes Epigramm sein, und das wäre schon ein Schritt zur Entdeckung der Gattung, welcher dieses seltsame Geistesprodukt angehört; man könnte es geradezu eine in einen Roman gekleidete Sammlung von Räthseln nennen, eine Sammlung, die weder dem Roman noch dem Räthsel Ehre einbringt. Janin bedurfte eines bedeutenden Triumphs, um diesen unglücklichen Fall wieder aufzuwiegeln, und wir sehen ihn endlich sein Kapitel besteigen, indem er bei dem „Journal des Débats“ eintritt. Es war im Jahre 1830, in dem Jahre, welches er mit Herausgabe der „Reichte“ eröffnete hatte. Die „Quotidienne“ hatte er verlassen, als das Polignac'sche Ministerium aus Ruher kam, und ehe er das literarische Scepter des Feuilletons im „Journal des Débats“ erhielt, hatte er sich in dem „Premier-Paris“ in der Opposition gegen die politische Gewalt geübt. Es ist wenig bekannt, daß er auch am „Journal des Débats“ sich mit der Politik befaßte, bevor er sich zur Literatur wandte. Unter Janin'scher Politik muß man sich einige gute Oppositions-Artikel in einer schönen Sprache, einige mit reichem, glänzenden Stil ausgeschmückte lebhaft und poetische Zornausbrüche denken. Uebrigens kann man eine Probe davon in der letzten Nummer dieses Blattes vor den Juli-Tagen finden. Dieser Artikel schließt für das „Journal des Débats“ die Periode der liberalen Opposition desselben ab und ist durch eine dreitägige Ruhe von dem getrennt, der die neue Periode beginnt. So war es demjenigen, der in ganz Frankreich am wenigsten Politiker ist, beschieden, den politischen Artikel zu verfassen, der am längsten im Besitz der Deffentlichkeit blieb, einen Artikel, der drei Tage lebte!

Sein Feuilleton schien anfangs weniger Glück machen zu wollen, als seine Politik. Es kostete ihm Mühe, sich darin festzusetzen. Die neue ungewohnte Manier gab dem alten „Journal des Débats“ Aergerniß, den Redactoren sowohl wie den Abonnenten. Man hatte damals noch keine Idee davon, daß das Feuilleton etwas Anderes sein könne, als Kritik und Didaktik, etwas Anderes als eine Art von Herold im Gefolge der Literatur, um deren Kommen und Gehen anzukündigen, mit dem Recht, sie vorzustellen, aber ohne die Grenzen dieser Function irgendwie überschreiten zu dürfen. Daß es selbst eine besondere Gattung von Literatur sein könne, die ihre Unabhängigkeit und Originalität hätte, das ließ man sich nicht träumen. Etwas konnte man noch nicht begreifen, nämlich, daß es, so wie es im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert Literatur-Zeitungen gegeben, jetzt umgekehrt eine Zeitung

Literatur geben sollte. Aus dem Gliede, das es gewesen, war das Journal zum Magen geworden. Diese Stellung konnte das Journal nicht behaupten, wenn es sich, wie früher, auf eine Analyse der Materialien, die ihm von der Literatur geliefert wurden, beschränken wollte. Dadurch hätte es sich zu einer untergeordneten, abhängigen Stellung bequemt. Es mußte sich einen Theil des Feldes zurechnen, auf welchem die älteren Gattungen, seine Vorgänger, das Recht hatten. Es mußte eine müßige Faser in dem öffentlichen Geiste ansündig machen, die es wecken und deren Thätigkeit es beschäftigen könne. Zur Vollendung dieses Werks war die Kritik, und besonders die Feuilletons-Kritik, durchaus unzureichend. Auch ist Janin kein Kritiker.

Einige meinen, Janin habe im „Journal des Débats“, durch die Mittelglieder Geoffroy und Duvicquet, wieder an die Uebersetzung der Französischen Kritik angeknüpft, wie Fréron sie hinterlassen. Das ist zwar eine ganz nette, aber sehr zu bestreitende Ableitung. Janin hat keine Uebersetzung für sich, er stammt in gerader Linie von Niemand ab, am wenigsten von Fréron. Janin ist Komiker. Er hat der vom Theater geschätzten Komödie das Feuilleton als Nist geöffnet. Am unmittlbarsten ist er unter den Heutigen als Molière's Erbe zu betrachten. Er hat das komische Genie der Franzosen in sich wieder gesammelt, diesen großen verfallenen Ruhm, der von Mabelais bis auf uns so verschiedene Schicksale durchlebt hat. Da er keinen Palast mehr hatte, worin er ihm eine Wohnung anweisen konnte, wie Molière, kein zweideutiges schmutziges Haus, wie Mabelais, keinen regelrechten vornehmen Salon, wie Lesage, lauter Dinge, die nicht mehr an der Zeit sind, so brachte er es, so gut es gehen wollte, in einem Feuilleton unter, in dem Winkel eines Journals, in dem Nest der alten Kritik, die mit ihren Erzeugern, den Poetiken, gestorben war. Das erschreckte denjenigen Theil der „Débats“, der einen Kritiker auszubreiten geglaubt hatte und nun plötzlich Schwingen sich entfalten sah, in denen man einiges Gefieder von Molière erkannte.

Einem hervorragenden Charakterzug aufzujubeln und ihn durch einen einzigen kräftigen, treffenden Pinselstrich in die Augen springen zu lassen, das ist Janin's Kunst. Eben so vortrefflich weiß er in seinen besseren Momenten in das oft nichtige Spiel der Worte einen Gedanken einzuhüllen, der plötzlich in Lichtglanz hervordrückt und durch seine Richtigkeit und Wahrheit eben so mächtig ergreift, wie durch die Art und Weise, in welcher er gegeben wird. Könnte Janin im Zusammenhange denken und beobachten, verständete er es, einen Charakter und eine Handlung im Ganzen zu fassen und beide mit festem Schritt durch das Labyrinth einer dramatischen Fabel hindurchzuführen, so würde er ohne Zweifel auf dem Theater noch mit größerer Macht und Herrlichkeit regieren, als im Feuilleton. Leider jedoch ist Janin nur ein Genie in Einfällen, ohne Stetigkeit und Mittelpunkt; leider giebt er Alles nur in einzelnen Brocken, Strahlen und Blitzen. Aber diese Blitze leuchten nur in seinem Innern, und deshalb ist er allein unter allen Kritikern von Profession kein Kritiker des Geschmacks und der Thatsachen.

Man folge nur Herrn Janin Abends einmal ins Theater. Im Namen der Kritik und um der Kritik willen geht er hinein. Man sollte man glauben, er werde ihr, nach dem Beispiel seiner Kollegen, seinen ganzen Abend zum Opfer bringen, er werde nur um ihretwillen leben, nur um ihretwillen hören, nur um ihretwillen denken. Aber man betrachte jenes gelbe Stück Papier, das ihm in die Hände geschoben werden und auf das er zufällig einen Blick geworfen hat. Lebe wohl Kritik, denn dies Papier hat ihn eine andere Beschäftigung für den Abend finden lassen. Lebe wohl Theaterstück, das auf der Bühne gespielt wird, denn er hat ein anderes Stück gefunden, das in seinem Kopfe spielt, ein Monodrama, das ihm durch das gelbe Papier, welches er zwischen den Fingern rollt, eingegeben worden. Am anderen Tage, wenn man sein Urtheil über das Melodram oder Vaudeville sucht, das er gesehen, findet man statt dessen eine kleine Komödie in Monolog-Form, die folgendergestalt anhebt: „Seit langer Zeit schon empfand das Publikum den Mangel eines gelben Journals.“ Läßt sich die Sprache der unzähligen Subscriptions-Aufforderungen, womit der Charlataniemus und der Speculationsgeist das Publikum überschwemmen, feiner und geistreicher verfeinern?

Ein andermal, wenn er sein Stück für sich beendet hat, erinnert er sich plötzlich, daß er gekommen war, um ein anderes zu sehen, und daß man von ihm darüber Rechenschaft fordern wird. Siehe da, was er der Wißbegier des Lesers darbietet: „Uebrigens habe ich das Stück nicht gesehen.“ Es ließe sich kein lakonischeres und besseres Referat über ein schlechtes Stück denken, wenn uns der Verfasser selbst nicht noch ein anderes geliefert hätte. Nach dem Titel des Stücks läßt er nämlich vier bis fünf Reihen Punkte folgen; das ist Alles. Dann, nach vollbrachter Aufgabe, kehrt er in sich selbst zurück und antwortet auf Bornworte, die ihm gemacht worden, mit dem Ausruf: „Und nun wird man noch sagen, ich sey Herrn Scribe feindlich gesinnt!“

Ein kleines mit wahrer Meisterhand entworfenes Gemälde ist folgendes, zu welchem ihm die Dyer den Stoff liefert. Janin hat von dem Tanz der Taglioni gesprochen. „Keine Anstrengung“, sagt er, „kein Zwang. Das kommt ihr Alles wie dem Vogel der Gefang. Wenn sie endlich einbält, wenn sie aus diesem dritten Himmel herabsinkt, wo sie so schön war, geschieht es, um uns nicht zu ermüden.“ Und nun das Gegenstück: „Zwei Tage darauf zeigte man mir an demselben Platz, nein, ich irre mich, unter demselben Platz einen Tänzer, der zum erstenmale auftrat. In der That, es war ein wittlicher Tänzer von Fleisch und Blut. Tanzte er gut oder schlecht, war er schwerfällig oder leicht, häßlich oder schön, dick oder dünn, jung oder alt? Ich weiß es nicht. So viel nur weiß ich, daß es ein Tänzer war. Er hatte den Körper eines Tänzers, die Schenkel eines Tänzers, die Beine eines Tänzers, die Arme eines Tänzers. Er tanzte wie ein Tänzer, er lächelte wie ein Tänzer. Genuß, er war durchaus, vollkommen und schlechterdings ein Tänzer. Auch fand ich ihn ganz vortrefflich und hoffnungsvoll, nur einen kleinen Fehler hatte ich an ihm auszusagen: daß er ein Tänzer war.“

Einmal fängt er eine Geschichte folgendermaßen an: „Hier ist eine Geschichte, die ich für wahr halte, obgleich sie mir von einem Augenzeugen erzählt wurde.“ Solcher Lüge von sprudelnder Satire, die eben so viel seinen Sinn, als Salz und Heiterkeit in sich schließen, finden sich unzählige bei Herrn Janin. Wo soll nun aber bei diesem Schriftsteller die Kritik herkommen? Und in der That, es verbleibt ihr ein sehr kleiner Raum. Wer so fruchtbar und ergiebig an eigenen Erzeugnissen ist, kann sich damit nicht abgeben, die Erzeugnisse Anderer zu kritisieren. Uebrigens finden wir Janin hier ganz eben so wieder, wie wir ihn überall gesehen, als einen Schriftsteller, dem seine Begeisterung plötzlich kommt, der eine unabhängige nomadenhafte Phantasie hat, der sich nicht am Fuß eines Prinzen anzukleben und das Feld seiner Streifzüge auf den Punkt zu beschränken vermag, wo die logische Entwicklung der Folgen am Ziel ist. Die Kritik, eine in ihren Mitteln abstrakte Geistesbätigkeit, ist auch in ihren Ergebnissen abstrakt. So geschieht sie auch Alles aufzujubeln versteht, so vermag sie doch nichts wieder zusammenzusetzen; sie bringt nichts zu Stande, sie besteht und gilt nur als Idee, und die Idee eben, abstrakt genommen, ist für Janin nicht vorhanden. Seine Kritik besteht nicht in zerlegten Betrachtungen, sondern in Gestaltungen, in Bewegungen, in Farben, die er sehr geschickt anderen Farben, anderen Bewegungen, anderen Gestaltungen entgegenzusetzen weiß. Sie verwirklicht sich in Parodien, in witzigen, drolligen Paradoxen, in Widersprüchen und Kontrasten aller Art. Er läßt sich nicht darauf ein, die Eindrücke, welche ein Werk des Geistes auf ihn gemacht, zu analysieren und zu erklären; er giebt sie in lebensfrischer, ausdrucksvoller Gestalt wieder, die er mit seinem Hauch befecht, und deren überaus feine Umrisse ein kräftiges, scharf hervortretendes Gepräge nicht ausschließen. Bei ihm vor Allen nimmt jeder Einsfall gleich einen Körper, eine Seele, einen Geist, eine Gestalt an und immer die ihm am besten zusagende, die ihm eigentümliche Gestalt, ausgenommen wenn der Verfasser eine historische Figur darstellen will, wie man an der Art und Weise sehen kann, wie er Barnabe und die anderen denselben umgebenden Personen geschildert hat.

Janin ist, wenn auch kein antiker, doch ein heidnischer Geist, der die Form um ihrer selbst willen liebt und sie gern vergöttern würde, wenn er durch Verleibung der Göttlichkeit etwas für sie zu thun glaubte. Er verzeiht sich und Anderen alle Widersprüche, Verstöche und Sünden gegen die Geschichte, gegen die Wahrheit und gegen die Wahrscheinlichkeit; aber einen Mangel an Eleganz, einen Verstoß gegen den guten Ton und Stil wird er Anderen und sich niemals vergeben. Welche harmlose Laune ist auch in seiner grausamsten Bosheit! Welche ausserordentliche Urbarmut in seinem leidenschaftlichsten Zorn! Welche Anmuth, welcher Zauber in seinen unbedeutendsten Gedankenspielen! Wenn man bedenkt, was er in einem arbeitsamen Leben seit acht bis zehn Jahren in dieser Beziehung Alles produziert hat, ohne zu ermüden, ohne sich ein einziges Mal Lügen zu strafen, so hat Herr Janin nicht seines Gleichen. Niemals zeigte ein Schriftsteller so lange Zeit so viel Witz ohne Gift und Unsauberkeit.

Der ausschließliche Formsin, das ausschließliche Streben nach Form, das ist Janin's ganzes Wesen, der Ursprung seiner Vorzüge und seiner Fehler, der Grund, weshalb man ihn eher unter die Komiker als unter die Kritiker stellen kann, weshalb er mehr ein schaffender, als ein auflösender Geist ist. Aber der Mangel an Zusammenhang und Verlebung in den Ideen, der ihn hindert, ein Kritiker zu seyn, verbietet ihm auch jede längere Production. Das Feuilleton, in enge Grenzen eingeschlossen, die leicht mit einem Wurf zu durchmessen sind, war ein vortrefflicher Rahmen für die hingeworfenen, bligartigen Erzeugnisse dieses Geistes, für diesen Stil, der nie reicher und anmuthiger ist, als wenn der Schriftsteller nichts zu sagen hat, und nie schwerfälliger und unbestimmter, als wenn man ihn an das Schlepptau einer Idee befestigen will. Wenn Janin's Phantasie gezwungen ist, zwei Bände hindurch das ganze Gepäck eines sich regelmäßig entwickelnden Werks zu ziehen, gleicht sie einem Rennpferde, das man vor einen Lastwagen gespannt hat. Sie sträubt und bäumt sich unter diesen ungewohnten Fesseln, sie schleppt, stößt, wirft die unerträgliche Maschine rechts und links, zerstreut sie und galoppirt querfeldein, die Trümmer, deren sie sich nicht hat entledigen können, nach sich ziehend, bis es ihr endlich Halt zu machen beliebt. Aber man lasse ihr in ihrer gewohnten Rennbahn die Zügel schiefen, und sie wird Wunder thun, ohne wilde Seitensprünge, ohne Schweiß und sichtbare Ermattung. Janin's Feuilleton ist es, was ihm zum Ruhm und dem Publikum zum Vergnügen gereicht; sein Feuilleton, in welchem er über Alles bei Gelegenheit von Allem spricht; sein Feuilleton, dieser Spiegel mit unzähligen Rauten, der alle Zustände und Vorkommenheiten des Pariser Lebens beständig zurückstrahlt; sein Feuilleton, das in Allem, was jeden Tag gesagt und gethan wird, die Poesie und das Lächerliche herausfindet. Während rings um ihn die Poesie schwerelastig, träumerisch, der Güter, die uns nahe liegen, überdrüssig geworden ist und in unaussprechlichen, eingebildeten Genüssen schwelgt, führt Janin die Poesie auf das zurück, was da ist, und stürzt sich seine Phantasie, die lustige Tochter seines Körpers, in Erwartung des Stücks der reinen Geister, nach welchem sich jetzt die Gemüther so eifrig hinwenden, einzuweilen in den Strudel der Freuden dieses Lebens. Zuweilen indeß erhebt er sich auch zur Moral, wie zum Beispiel, als Paganini es abschlug, ein Konzert zum Besten der Dyer der Cholera zu geben, so wie als Nina Laffave an einem Schenkisch für Geld „die Ueberreste von Zieschi's Liebchaft“ zur Schau bot. Aber diese Moral ist bei ihm mehr die Wächterin über die äußere Form, das Geschehliche der Salons; sie entspringt aus großer Zortheit der Nerven und aus den Gewohnheiten eines verfeinerten, jeden Skandal scheuenden Lebens.

Was seinem Feuilleton am nächsten kommt, sind die Artikel, die er für die „Revue de Paris“ geschrieben hat. Diese Erzählungen und Schilderungen haben etwas sehr Anmuthiges, wenn sie kurz und flüchtig sind; sie werden aber verworren und ermüdend, sobald der Verfasser

die Entwicklung eines Gedankens oder einer Intention darin verfolgt, wie in der Geschichte „Ein Herz für zwei Liebhaber.“ Ein Meisterwerk unter Janin's Arbeiten und ein Muster der literarischen Polemik überhaupt ist das „Manifest der jüngeren Schriftsteller.“ Doch wohlverstanden, es handelt sich hier nicht etwa von schlagenden Vernunftgründen, nicht von einer in dichten, undurchdringlichen Maschen um eine Kunst-Theorie geschlungenen Beweisführung; nein, Janin's Haupt-Argument ist, daß er die Thatsache selbst für sich sprechen läßt. Ihr wollt uns vertreiben, uns leichtes literarisches Volk; aber wenn wir uns nun zurückziehen, wer wäre dann da, um uns zu ersetzen? Dies würde freilich nicht beweisen, daß die „leichte Literatur“ eine an sich untadelhafte und unschädliche Sache sey, die den Bann nicht verdient, mit dem sie belegt worden. Hätte Janin nur diese Gründe gehabt, um Recht zu behalten, so wäre das Interdikt auf ihm haften geblieben. Aber er hatte seinen Wig, der nie reicher, schärfer, anruthiger, attischer, unwillkürlicher, er hatte seinen Stil, der nie Französischer, er hatte alle Grazie und Verführungskraft der leichten Literatur, die nie hinreichender, nie bezaubernder gewesen waren, als an diesem Tage, wo sie ihre eigene Sache verteidigten.

Sehr viele von den Artikeln, die er in der „Revue de Paris“, in seinen „neuen Erzählungen“ und anderwärts publizirt hat, knüpfen sich an Studien über das achtzehnte Jahrhundert. Dies Jahrhundert, das unter seiner Revolution begraben liegt, wie Pompeji unter seinem Vulkan, wurde so gepudert und dufend, ja vielleicht noch gepudert und dufender, als es je zu seinen Lebzeiten war, von Janin aus dem Schutt emporgezogen. Er säuberte es ab und restaurirte es von Kopf bis zu Fuß, nach allen Richtungen hin, von Mirabeau bis zum Marquis von Sade, von Teron bis Voltaire, von Frau von Pompadour bis Marie Antoinette, von der Encyclopädie bis zur Charade des „Mercure“, vom Bouloir der Tänzerin bis zur Bodenkammer Jean Jacques Rousseau's, vom Sepha Crebillon's des Jüngeren bis zum Schaffot des Wohlfahrts-Ausschusses. Er versuchte es, jene von Simentanmel, Paradoxen und Blut trankene Welt wieder auf ihre Füße zu stellen; er zeigte sie uns, die Wollust auf den Lippen und den Tod im Herzen. Als er mit dieser Reihe von kleinen Gemälden fertig war, in denen sein Pinsel anfangs so funkelte, fand er das auf seiner Palette präparirte Rosa und Schwarz noch nicht ganz verbraucht; da nahm er den Rest, fleckte und schmierte ihn auf eine große Leinwand und nannte auf gut Glück das Produkt dieser Operation „Barnave“. Ein anderer eben so unglücklicher, wenn auch verzeiblicherer historischer Versuch war die Vorlesung über die „Geschichte der Journalistik“, die er im Athenäum begann und nicht zu Ende brachte. Das Programm darüber in der „Revue de Paris“ versprach gewaltig viel. Zu Programmen und Prospektten ist Janin's Hand allerdings wie gemacht. Dies hier war sein Triumph und ein wohlverdienter Triumph. Warum aber ging er weiter? Geschichte! Fühlte sich Janin denn nicht zermalmt durch dies bloße Wort? Fühlte er nicht, daß es eines kühleren Griffels bedürfte, nicht einer Kolibri-Feder, um Geschichte zu schreiben, und wäre es auch nur die Geschichte des Journalwesens? Solche Geschichte, wie die des „Theaters zu vier Sous“ als Fortsetzung zur Geschichte des „Theatre français“, ja, die läßt man sich wohl von ihm gefallen! Da ist Wig, Salz, muntere Satire, Paradoxes und Parodie am rechten Platz; da haben wir den ganzen Janin, das freie Spiel seiner innersten wahren Eigenschaften. Eine Geschichte der Art kann er ohne Furcht schreiben, und Niemand thut es ihm darin gleich. Janin's Eipbil- dungskraft hobt die kleinen Dinge empor und erniedrigt die großen. Was Barnave und Mirabeau verlieren, wenn sie durch seine Hände gehen, das gewinnt Debureau. Dieser wird zu einer Person, Mirabeau zu einem Bajazzo. Herrn Janin ist es zu danken, daß ganz Paris Debureau sehen wollte, und daß ganz Paris vielleicht einen Augenblick glaubte, dieser seltene Künstler sey etwas mehr als ein wenig Mehl auf einer unbeweglichen, trivialen Masse. Die Täuschung war nur angenehm und kam sehr gelegen, um Paris von der Cholera abzulenken. In diesem Sinn waren jene beiden Bändchen Jules Janin's nicht nur eine hübsche geistreiche Kleinigkeit, sondern auch eine für Theater und Publikum wohlthätige Erfindung.

Eines ist bei der Geschichte der von Janin herausgegebenen Werke noch zu bemerken. Sie sind bis jetzt alle aus irgend einem Journal-Artikel ausgezogen, so sehr führt ihn die Natur seines Geistes in seinen Erzeugnissen immer wieder auf diese ihm eigentümliche Form zurück, die man embryonisch nennen könnte. Der „tote Esel und die quillotirte Frau“ hat seinen Embryo in einem Artikel des „Figaro“, bezieht: „Sie und der Esel“; „Barnave“ in einem Artikel über Mirabeau, der in der „Revue de Paris“ stand; „Debureau“ in einigen Feuilletons des „Journal des Débats“, und der „Kreuzweg“ endlich in einer Erzählung der „Revue de Paris“, die „das Piedestal“ überschrieben war. Janin scheint erst nach geschriebener Thal seinen Roman in seinem Journal-Artikel zu finden. Wollte man ein Gleichniß aus der Naturgeschichte hernehmen, so könnte man sagen, Janin gehöre, als Verfasser von Romanen oder von Büchern in die Klasse der Eierlegenden, nicht in die der Säugethiere. Nur von der „Rechte“ ist das Ei noch nicht aufzufinden gewesen; aber man möchte wetten, daß es im „Figaro“ oder an irgend einem anderen Ort läge.

C h i n a.

Chinesische Brücken.

Außer den gewöhnlichen Brücken, auf denen man über Gewässer geht, haben die Chinesen noch eine Anzahl anderer, die von Berg zu Berg und über tiefe Abgründe führen. Zu diesen Brücken hin gelangt

man oft auf ansehnlichen Kunststraßen, die mit erstaunlicher Mühe in den Felsen gehauen sind. In dem Alpenlande Schensi findet man auf einer Strecke von wenigstens zehn Meilen eine fast ununterbrochene Reihe solcher Brücken, die ein Heer von mehreren hunderttausend Soldaten angelegt haben soll. Das Material dieser Brücken sind zuweilen ungeheure Balken und Sparren, die von einer Klippe zur anderen führen, und denen wieder andere auf den Abhängen der Felsen ruhende Balken als Stützen dienen. An solchen Stellen, wo keine enge Schlucht, sondern ein weites und tiefes Thal zwischen den Bergen liegt, wird die Brücke von ungeheurer Höhe und starken Pfeilern getragen, welche aus dem Boden des Thals und bis zum Niveau der Berge hinaufsteigen. Auf einem Drittel des Weges erheben sich die Brücken so hoch über den Abgrund, daß der Wanderer nur mit Grauen über das Geländer hinunterblicken kann; und dabei haben sie eine solche Breite, daß vier Reiter neben einander die Brücken passieren können. Alle sind an beiden Seiten mit eisernem oder hölzernem Geländer versehen.

In derselben Provinz Schensi giebt es auch eine steinerne Brücke von 400 Fuß Länge, die aus einem einzigen gewaltigen Bogen zwischen zwei Bergen besteht. Unten im Thale, und zwar angeblich in einer Tiefe von 825 Fuß, strömt ein Bergwasser. Die Chinesen nennen diese Brücke die „fliegende Brücke“.

Unter den Hänge-Brücken der Chinesen ist besonders Eine in der Provinz Yün-nan, die über ein sehr tiefes Thal mit einem reißenden Strome führt, sehr berühmt geworden. Erbaut wurde diese Brücke im Jahre 65 unserer Zeitrechnung. Die Balken derselben ruhen auf 20 eisernen Ketten, welche zu beiden Seiten an große Ringe oder Haken befestigt sind. Wenn viele Personen zu gleicher Zeit über diese Hänge-Brücke gehen, so schwankt sie hin und her, und der Wanderer muß sehr starke Nerven haben, der ohne Schwindel und Todesfurcht diese schwankende Bewegung lange auszuhalten vermag. (Canton Register.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Ueber die Erziehung der Blindgeborenen. Herr Dufan, einer der Lehrer und Direktoren des Blinden-Institutes in Paris, hat kürzlich über diesen wichtigen Gegenstand ein Buch herausgegeben*), das ganz dazu geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf einen Zweig des National-Unterrichts zu lenken, der bei ihnen noch allzu sehr vernachlässigt ist. Denn während Herr Direktor Zeune berechnet hat, daß in Frankreich auf 1650 Menschen ein Blindgeborener, mit Einschluß aber der späterhin des Augentlichts beraubten schon auf 822 Menschen ein Blinder komme, giebt es dort doch nur zwei Institute, die dem Blinden-Unterrichte gewidmet sind. Von etwa 40,000 Franzosen, welche die himmlische Gabe des Lichts entbehren, genießen also nur ungefähr 100 öffentlichen Unterricht, während 500 von den Gemeinen unterstügt, die Uebrigen aber ohne allen geistigen und physischen Beistand von Seiten des Staates gelassen werden. Herr Dufan theilt in seinem Buche die reichen anthropologischen Beobachtungen mit, die er über die Natur der Blindgeborenen und insbesondere über ihre Erziehung gemacht hat, und schließt sich dadurch auf eine würdige Weise den Menschenfreunden in Deutschland und England an, welche darüber schon früher ihre Erfahrungen veröffentlicht haben. Wenn es bekannt ist, wie sehr der Materialismus der Franzosen auf den Sensualismus des vorigen Jahrhunderts begründet ist, der in der Seele nichts weiter als den gesammelten Eindruck der äußeren Sinne erblickt, der wird ein Buch, in welchem dargelegt wird, daß die Seele der Blindgeborenen, denen doch eines der ersten Sinneswerkzeuge ganz abgeht, der höchsten menschlichen Ausbildung ganz eben so fähig, wie die der Sehenden sey, gewiß für eine um so interessantere Erscheinung erklären. Neu scheint uns die Beobachtung des Herrn Dufan, daß Blinde selten in dem Maße geisteskrank werden, wie Sehende. Uebrigens aber ist der Verfasser der Meinung, der Blindgeborene könne, wenn er von frühester Kindheit an eine selbstständige Anwendung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten gewöhnt werde, mit geringen Ausnahmen jede Art von Lebens-Thätigkeit, wie sie scheinbar nur für Sehende sich eignet, ebenfalls ergreifen.

— Deutsches Leben. Unter dieser Ueberschrift theilt das Londoner Athenäum Auszüge aus „Berlin wie es ist und — trinkt“, aus „Leipzig wie es geht und steht“ und aus „München wie es trinkt und ist“ mit drei Schriften, die bekanntlich das niedere Volksleben in den genannten Städten darstellen. Unsere „Eckensteher“ müssen doch eine ganz besondere Anziehungskraft haben, denn nachdem sie in der Person des „Nante“ die Wanderung über alle Deutsche Bühnen gemacht haben,**) werden sie nun auch in die Englische Gesellschaft eingeführt und hier als eine der originellsten Menschentypen präsentiert. „Diejenigen“, sagt unser Engländer, „die in der Preussischen Hauptstadt noch nicht gewesen sind, werden nicht wenig überrascht seyn, zu hören, daß das kalte Klima des intelligenten Nordens eine Art von Lazzaroni hervorbringt, die es in der Grobheit und sonstigen nur unter freiem Himmel üblichen Sitten mit ihren Neapolitanischen Kollegen aufzunehmen vermögen.“

*) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par P. A. Dufan.

**) Wir haben sogar den „Berliner Eckensteher Nante im Verhör“ von einer wandernden Truppe in den Steierischen Alpen anführen sehen. Das Komische dabei war, daß der Schauspieler, der den Nante gab, auch nicht die allerfernteste Ahnung vom Berliner Volks-Dialekt hatte. Er glaubte, ein vollkommener Berliner zu seyn, wenn er mit dem weichen G sprach, das Mir und Mich verwechselte und dabei in Sachsischer Weise melodirte. Am Ende war es auch einleuchtend, die guten Steiermärker lachten so herzlich, als ob ihnen Beckmann den „Nante“ vorgebildet hätte.